

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 68 (1959)
Heft: 3

Artikel: Von einem Besuche bei den Pygmäen
Autor: Reinhard, Marguerite
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975412>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Festung für politische Verbrecher.)» Der Lebensweg der russischen Dichter und Schriftsteller war demnach ein Märtyrerweg von Not, Verbannung, Kerker, Festungshaft, Sibirien: Puschkin, einer der begabtesten, war Jahre hindurch verbannt, fiel 37jährig im Duell. Lermontow, wegen eines Gedichtes in den Kaukasus strafversetzt, fiel 27jährig im Duell. Gribojedow wurde 33jährig ermordet. Gogol ging körperlich und seelisch gebrochen mit 43 Jahren zugrunde. Der grosse Kritiker Bjelinski starb mit 33 Jahren an der Schwindsucht als Folge der furchtbaren Entbehrungen seines ganzen Lebens, ähnlich Dobroljubaw mit 25 Jahren. Der Kritiker Herzen starb in der Verbannung. Der Kritiker Tschernyschewski war 20 Jahre nach Sibirien verbannt. Pisarew hat den grössten Teil seiner Aufsätze in der Haft in der Peterpaulsfestung geschrieben. Dostojewski war zum Tode verurteilt und begnadigt nach Sibirien verschickt. Wundern wir uns also noch über die Verfolgung und Schmähung, die Pasternak erfuhr?

Nun ist zwar auch bei uns im Westen die Funktion der Literatur nicht nur eine unterhaltende, nicht nur eine ästhetische Nachspeise oder Zuckerwasser für Langeweile oder zum Einschlafen. Für den Grossteil unserer Leser ist sie das ja zweifellos.

Aber wie viele sind es denn bei uns, die sich über die Schönheit der Verse hinaus mit heissem Herzen erhitzen und ereifern an den von Weinheber oder Rilke aufgeworfenen Lebensproblemen? Wieviele lassen sich erschüttern und aufrühren von den brennenden Lebensproblemen unserer Zeit, so — um nur einige Fälle herauszugreifen — in K. Ihlensfelds «Wintergewitter», in E. Wiecherts «Missa sine nomine», in dem Königsgespräch von der Macht und der grossen Gerechtigkeit im «Weissen Büffel» E. Wiecherts, in Christopher Frys «Schlaf der Gefangenen» und «Das Dunkel ist Licht genug», in Faulkners, Thornton Wilders, O' Neills Dramen? Wer unter den Gestaltern und Machern, den Geschäftigen und Erfolgreichen unseres öffentlichen, politischen und wirtschaftlichen Lebens lässt sich von den «Dichter-Philosophen» erschüttern und besinnen?

Und was sagt uns Pasternak, dessen mutiger Stimme eines Rufenden in der Wüste auch wir, die Suchenden und Ringenden im Westen, viel zu danken haben, über das wahre Leben? «*Der Mensch in dem anderen Menschen, das ist die eigentliche Seele des Menschen*» . . . «*In den anderen haben Sie gelebt, in den anderen werden Sie auch bleiben.*» . . .

VON EINEM BESUCHE BEI DEN PYGMÄEN

Von Marguerite Reinhard

*W*ährend der moderne abendländische Mensch seine seelischen Kräfte immer eindeutiger nur nach aussen verlegt und damit die Verbindung mit den unbewussten Kräften mehr und mehr verliert und als Folge in sich selbst gespalten ist, fliessen bei den Naturvölkern die Grenzen zwischen der gegenständlichen Aussenwelt und der seelischen Innenwelt noch ohne scharfe Scheidung ineinander. So ist auch der Pygmäe noch ein magischer Mensch. Er steht auf der Stufe des wenig entwickelten Bewusstseins; der einzelne Mensch geht im Leben seiner Gemeinschaft auf. Er vermittelt den Eindruck, noch gänzlich ungespalten, also in sich selbst harmonisch zu sein. Da aber die Entwicklung des Bewusstseins einen notwendigen Teil der Menschheitsentwicklung darstellt, wird wohl auch der Pygmäe je nach Häufung seiner Berührung mit der abendländischen Zivilisation sein Paradies der magischen Geborgenheit eines Tages verlassen müssen. Vielleicht wird bis dahin der europäische Mensch seine inneren Gegensätze, die ihn heute zu zerreißen drohen, überwunden haben, vielleicht wird er wieder zulassen, dass sein Bewusstsein von der aus der Tiefe strömenden lebendigen Quelle des Umfassenden gespiesen werde.

Woher stammen die Pygmäen? Keiner weiss das genau. Sie singen ein schwermütiges Lied, es beginnt mit den Worten: «Die Nacht ist schwarz und der Himmel erloschen, wir mussten das Dorf unserer Väter verlassen . . .», und dieses Lied scheint darauf hinzuweisen, dass die Pygmäen einst anderswo gelebt haben und wohl dem Drucke der Neger in die dunklen und feuchten Wälder des Iturigebietes ausgewichen sind. Fast alle Pygmäenstämme wissen von Kriegen zu berichten, die sie

zur Abwehr gegen die Neger geführt haben. Man zählt sie zu den prähistorischen Rassen, zu einer Art Zwerg-Primitivform der Menschheit, die in den Jahrtausenden ungemein kraftvoll und gesund geblieben ist.

Im Gebiet des Ituri in Belgisch Kongo leben rund 35 000 Pygmäen in einer Art Lebensgemeinschaft mit den Negern. Der Pygmäe ist ausschliesslich Jäger und Sammler; er selbst pflanzt nichts an. Wenn auch die Jagd bisweilen sehr ergiebig ist, so

bildet das Fleisch nicht seine Hauptnahrung. Mit den Walderzeugnissen wie Wurzeln, Blattpflanzen, Nüssen und allerhand andern Früchten steht es zeitweilig schlecht, der Ertrag ist karg, so dass der Pygmäe in dem seiner Siedlung am nächsten gelegenen Negerdorf Früchte der Negerpflanzungen — Bananen, Zuckerrohr, Mais, Reis, Palmöl — gegen Fleisch austauscht. Diese Lebensgemeinschaft bringt es mit sich, dass die Pygmäen trachten, ihre Lager in der Nähe der Negerdörfer aufzuschlagen, um leichter zu deren Pflanzungen zu gelangen.

Bevor wir für den Besuch der Pygmäen aufbrachen, riet uns Pat — ein Amerikaner, der seit vielen Jahren in der Nähe der Pygmäendörfer mitten im Urwald lebte und bei dem wir zu Gäste weilten —, im Dorf Epulu als Geschenke Salz, Reis und Palmwein einzukaufen. Würden wir noch Zigaretten mitbringen, könnten wir eines besonders guten Empfanges sicher sein.

Im Laufe des Vormittags machten wir uns mit unseren schwarzen Begleitern auf den Weg. Erst gingen wir ein Stück weit auf der alten Sklavenstrasse, auf der vor der Kolonisierung des Kongos durch die Belgier Araber aus dem Sudan oder von Port Said jeweils die Gruppen von Sklaven vor sich hergetrieben hatten, die ihnen nach Ueberfall auf verschiedene Dörfer und nach grossen Metzelungen übrig geblieben waren. Nicht selten bestand eine solche Gruppe aus kaum einem Dutzend Unglücklicher, deren Gefangennahme über tausend Tote in den Negerdörfern gekostet hatte. Heute gibt es keine Sklavenkarawanen mehr. Dagegen begegneten wir einer lieblicheren Gruppe, nämlich Negerfrauen, die Lasten auf dem Kopfe trugen und dazu fröhlich durcheinander zwitscherten und lachten. Die Frauen waren noch jung, fast noch Mädchen, ein Tuch war um ihre schmale Hüfte geschlungen, die Brust aber unbedeckt, und Ketten aus Glasperlen klatschten bei jedem Schritt auf die runden und festen Brüste. Sie schritten aufrecht und schön und trugen die Lasten wie spielerisch auf dem Kopf.

Bald bogen wir in einen Pfad und schritten im Gänsemarsch durchs Gehölz, bis wir an den Fluss Epulu gelangten und auf schmalem Waldweg dem Laufe dieses Flusses folgen mussten. Wir schreckten Affen auf, die in empörten Schreien protestierten, überquerten sonnige Waldlichtungen, dann verschluckte uns wieder der Wald, dieser ausgedehnte äquatorische Wald mit den hohen, steilen Stämmen, den riesigen Lianen, deren Ranken von Baum zu Baum reichen, dann dem Boden in dichtem Gewirr nachkriechen, plötzlich wieder in die Höhen klettern und als tausend Girlanden hinunterhängen, fast bis auf den feuchten Boden. Hier fanden wir die Edelhölzer wie Ebenholz und Ireh, hier wuchsen unzählige Schirmakazien. Unter dem dichten Blätterdach herrschte eine kostbare Frische. Nur ganz selten drang ein Sonnenstrahl durch das dichte Gewirr. Das ist das Reich der Elefanten, der Gorillas, der Schimpansen.

Wir suchten den dichtesten Wald und die Lianen mit Stacheln zu vermeiden. Die Machete — das Krummesser — immer erhoben, durchschnitten die Neger links und rechts Lianen, um uns Platz zum Durchgehen zu schaffen. Bei jedem Schnitt tropfte der Saft aus den durchschnittenen Lianen hinunter, mit einem Lärm, als ob Regen auf trockene Blätter fiel. Affen begleiteten uns kreisend von Ast zu Ast. Wildschweine, vom ungewohnten Lärm aufgeseucht, verzogen sich grunzend ins Waldesinnere. Blattrauschen, das Krachen dürren Holzes, eine kleine graue Gazelle flitzte vorüber. Immer noch gingen wir. Das Plätschern des Flusses wies uns den Weg. Der Boden war feucht, schwammig: wir gerieten auf eine Elefantenpiste. Ueberall spielten die Affen in den Bäumen, bissen in Früchte, liessen sie fallen, um neue zu pflücken. Pagodenhähne flogen schwer auf, Sonnenstrahlen warfen metallische Reflexe auf ihr Gefieder. Ueber der ganzen Landschaft lag ein unwirkliches bläuliches Dämmerlicht. Es war schön, ein herrliches Erlebnis, über den weichen Boden zu schreiten und den Blick nach allen Seiten zu wenden, um diese aus Bildern und Träumen schon längst bekannte Urwaldlandschaft mit ihren Farbwirkungen und Lichtflecken aufzunehmen.

Wir schritten Stunde um Stunde. Die schwarzen Träger sangen Lieder, immer wiederkehrende kleine Tonmotive in wunderbar zusammenklingenden Klangbildern; sie sangen zum Beispiel in immer neuen, nie sich wiederholenden Variationen «Bonjour Madame» oder «Adieu Madame» oder «Merci Madame». Es lag ein unaussprechlicher Frieden in diesem Schreiten, in diesem Singen; beides hätte noch Stunden und Stunden lang dauern dürfen. Doch plötzlich bog der Pfad, den Fluss verlassend, unmittelbar in den Wald, und bald vernahmen wir Hammerschläge. Wenige Minuten später befanden wir uns in einer Waldlichtung, wo einige sehr klein gewachsene Männer die Rinde eines bestimmten Baumes zu Lendenschürzen weich klopfen. Winzige Frauen hockten um Feuerstelle und Kochtopf vor niederen Blätterhütten, und nackte Kinder und magere Hunde tollten in der ganzen Lichtung umher. Als sie uns sahen, kamen sie hergerannt und umringten uns neugierig. Obwohl sehr klein, waren die Pygmäen gut proportioniert, sehr sehnig und beweglich und von lehmgelber Farbe. Beine, Arme und Brust der Männer waren dicht behaart. Die jüngeren Männer waren noch nicht von der Jagd heimgekehrt. Doch bald sahen wir sie durch die Büsche huschen. Als sie auf die Lichtung traten, trug keiner eine Beute. Das war echt pygmäisch; denn was brauchen die Fremden zu wissen, was sie erbeutet hatten! Nun war es Zeit, unsere Geschenke überreichen zu lassen, die mit Würde entgegengenommen wurden. Rasch brach die Nacht ohne vorausgegangene Dämmerung um sechs Uhr abends herein, und vor jeder Hütte flammte ein Feuer auf; das Zubereiten der Mahlzeiten begann. Unser schwarzer Koch bereitete uns ein

europäisches Essen, während die Pygmäen ihr Fleisch in der glühenden Asche brieten und allerlei Wurzelwerk verzehrten.

Die Hütten standen im Kreis um den Dorfplatz, auf dem wir uns selbst niedergelassen hatten. Jede Hütte ist ein Dachschirm, der sich über den Erdboden wölbt und aus Ruten und Phrymiumblättern von den Frauen erbaut worden ist. Während der abendlichen Mahlzeit gab es sehr viel Palaver und mannigfaltige Geräusche. Die Männer hatten tiefe wohlklingende Stimmen, die Frauen sprachen in hohem Singsang, und die Kinder lachten und quietschten. Die Pygmäen sind regsam und temperamentvoll. Ihr gewecktes und leicht erregbares Naturell kam unmittelbar nach dem Essen in den Spielen der Kinder zum Ausdruck, wo die Knaben erst spielerisch miteinander kämpften, diese Kämpfe aber sehr rasch zu richtigen Schlägereien ausarteten, während die kleinen Mädchen mit Lianensträngen alle die Seilspiele spielten, die wir auch bei unseren kleinen Mädchen beobachten können. Unterdessen war der Vollmond hinter den Bäumen aufgegangen und hatte das ganze Urwalddorf in magischweisses Licht getaucht. Die Männer holten ihre Panflöten aus den Hütten; es begann ein abendliches Musizieren von ganz eigenem Reiz. Jede Flöte besass einen andern Ton; alle waren sie indessen mit feinstem musikalischem Sinn aufeinander abgestimmt. Nach dieser Abendmusik legte sich jedermann zur Ruhe. Wir streckten uns in den Kleidern auf unsern Feldbetten aus, und unsere Boys stülpten die Moskitonetze über uns. Doch vermochten wir nicht sofort einzuschlafen; wir lauschten den Geräuschen. Denn Afrika lebt während der Nacht. Dort drüben, hinter den mondübergossenen Bäumen, war das Leben des Urwalds erwacht. Der Hochwald, das Gehölz, die Lichtungen, die Sümpfe und Fluss- und Bachufer wimmeln zu dieser Stunde von mannigfaltigstem Leben. Von Tieren, die grausam und blutrünstig, kühn oder vorsichtig, draufgängerisch oder feige sind, von Tieren, die bald Sieger oder Besiegte sein werden. Jedes sucht seine Beute, seine Nahrung, die Starken zerfleischen die Schwachen, die Schnelleren entkommen, und für sie sterben die weniger Flinken. Das ist das Gesetz des Urwalds. Elefantenherden werden vom Leitbullen geschützt, von diesem stärksten Bullen der Herde, der zuerst die Ehre, Leittier zu sein, hart hat erkämpfen müssen. Er frisst ebenfalls, doch sind seine Ohren weit ausgestreckt, die Nüstern geöffnet, die Augen wachsam. Er weidet, bricht Zweige, malmt, zertritt Pflanzen, zerstampft die Erde und ist doch ganz gespannte Aufmerksamkeit. Doch wenn ein Leopard seine Nähe verrät, gibt er dröhnend das Signal, und die aufgeschreckte Herde, die Jungen in der Mitte, zieht sich ins dichte Gehölz zurück. Oft bleibt der Elefantenbulle stehen, fast spielerisch stellt er sich zum Kampf; denn er weiss, dass er für den Leoparden unbesiegbar ist. Er stellt sich der Raubkatze, um den Rückzug der Herde zu decken, die ihn als Leitbullen an-

erkannt hat. Der Urwald bewahrt das Geheimnis dieser wilden nächtlichen Kämpfe, bei denen das besiegte Raubtier, zermalmt, zerstoichen, zerstampft in einer Blutlache liegt. Um die grässlichen Fleischetzen werden in kurzer Zeit die Hyänen kämpfen. Was nach diesem Kampf noch übrig bleibt, auf diese Ueberreste wird sich bei anbrechendem Tag der Bussard stürzen, den Ameisen das Reinigen der Knochen und den Totengräbern das Begraben der Gebeine überlassend. Und auch dieses gänzliche Wegräumen ist ein Gesetz des Urwalds...

Kurz vor Sonnenaufgang wurde es im Lager lebendig. In den irdenen Töpfen, die auf dem Feuer standen, brodelte hier ein Gemüse, dort ein Brei für die Kinder, und auch wir liessen uns unseren Morgentee bereiten. Dann lernten wir die Pygmäen-«Kleiderfabrikation» kennen. Wir begleiteten einige Frauen und Männer in den Wald, wo sie die Rinde eines bestimmten Baumes abstreiften. Ins Lager zurückgekehrt, wurde die äussere Schicht der Rinde abgeschabt, die schmalen Streifen der inneren Rinde wurden ins Wasser gelegt und dort eine halbe Stunde belassen. Dann wurden die erweichten Streifen über ein Holz gespannt, und deren Hämmern begann. Ein jeder Hammer ist aus dem Ende eines Elefantenzahns hergestellt und mit einem Holzgriff versehen; das Elfenbein war schon ganz vergilbt und das Holz vom häufigen Gebrauch dunkel und wie poliert. Als Folge des langen und andauernden Hämmerns werden die erst sehr schmalen, verhältnismässig noch dicken Streifen immer breiter und enden als ein Stück weichen, dünnen Gewebes, das als Lendenschurz sehr gut verwendbar ist. Dieser wird entweder in der natürlichen Farbe, einem kräftigen Braunrot, getragen, oder es werden ihm mittels eines Stückes Holz, in das hübsche Ornamente eingekerbt worden sind, und einer aus Pflanzensäften gewonnenen lebhaften Farbe Muster aufgestempelt, ganz ähnlich, wie wir unsere Handdrucke herstellen. Andere Frauen flechten dazu hübsche Gürtel aus gefärbten Pflanzenfasern.

Im späteren Vormittag brachen wir zur Jagd auf. Als wir die Lichtung verlassen wollten, flog über unseren Köpfen ein Flugzeug vorüber. Die Pygmäen nickten und sagten mit ihren tiefen Stimmen: «Avion!», als gehörte hier im Urwald ein Flugzeug zu den Selbstverständlichkeiten.

Der von uns besuchte Pygmäenstamm jagt mit dem Netz. Jede Familie besitzt ein solches langes Jagdnetz; sie werden nebeneinander zwischen die Bäume gespannt, so dass jeweils eine ansehnliche Netzmauer entsteht. Jeder Pygmäe versteckt sich neben seinem Netz, während die Frauen und Kinder, jede Familie für sich, schleichend im Walde verschwinden. Plötzlich dringen merkwürdig heulende Laute aus dem Waldesinnern: Frauen und Kinder versuchen, mit diesem seltsamen Heulen die Tiere aufzuschrecken. Das Heulen wechselt in ein schrilles Schreien, sobald ein jagbares Tier irgendwo im Unterholz gesichtet wird. Es wird unerbittlich ins Netz gejagt, wo es sich verfängt und, von

Lanzenstichen durchbohrt, verendet. Doch nicht alle Tiere dürfen gejagt oder gar verletzt oder getötet werden; denn der Pygmäe glaubt an die Verwandtschaft mit bestimmten Tieren, die tabu sind und zu seinen Totem-Tieren gehören. Da ist zum Beispiel das Okapi, das dem Pygmäen schon seit jeher bekannt ist, während der Weisse es erst seit anfangs dieses Jahrhunderts kennt. Ein heiliges Tier ist auch das Chamäleon, das in der Schöpfungsgeschichte der Pygmäen eine grosse Rolle spielt, ferner eine bestimmte Spinnenart sowie ein grosser Käfer. Allen diesen Tieren weichen sie aus. Doch auch mit den jagbaren Tieren sind sie irgendwie magisch verbunden. Eine sehr alte Legende erzählen sie sich zum Beispiel vom Elefanten Gor, dem Vater aller Elefanten, einem riesenhaften Tier, dessen Stimme wie der Donner erklingt. Sie glauben an die Existenz dieses Elefanten Gor und sind überzeugt, dass er einst vom letzten Pygmäen getötet werde; sie glauben unerschütterlich, dass der Tod des Elefanten Gor das Ende sämtlicher Menschen unseres Erdballs bedeuten werde. Immer wieder erzählen sie sich von den furchtbaren Kämpfen, die die ersten Pygmäen mit den starken Söhnen des Gor hatten ausfechten müssen, und die Kinder lauschen andächtig und werden, wenn sie erwachsen sind, auch ihren Kindern die gleichen Geschichten erzählen. Vater P. Trilles, dem die weisse Welt die Uebersetzung vieler Legenden und Dichtungen der Pygmäen verdankt, glaubt, dass es sich bei diesen Mythen um Erinnerungen an Kämpfe der ersten Menschen mit Mammuts oder anderen Mastodonen handelt. Nach Trilles besitzen die Pygmäen eine sehr schöne Volkspoesie, die von tiefer magischer Verbundenheit mit dem Göttlichen zeugt. So bedeutet der Regenbogen eine der Gestalten des Göttlichen, und wenn er über den Wäldern erscheint, verlässt jeder Pygmäe seine Arbeit, er-

greift den Bogen und hebt ihn dem himmlischen Bogen entgegen, indem er das folgende magische Lied psalmodiert:

Regenbogen, Himmelsbogen
Mächtiger Bogen des himmlischen Jägers
Des Jägers, der die Wolkenherden verfolgt
Wie eine Herde aufgescheuchter Elefanten,
Der, der Du strahlst so hoch dort oben
Ueber dem weiten Wald
Inmitten der schwarzen Wolken,
Den düsteren Himmel teilend
Wie das Messer, das die überreife Frucht teilt.
Es ist geflohen
Der Donner, der Töter der Menschen,
Wie die Antilope vor dem Panther . . .

Wunderschön ist das Dankgebet unmittelbar nach der Geburt eines Knaben, das P. Trilles in seinen «Pygmées», 1933, Paris, übermittelt und das, übersetzt von W. Schmidt im «Ursprung der Gottesidee» publiziert worden und nun auch im Phaidonband «Dichtungen der Naturvölker» enthalten ist. Der Häuptling hebt den Neugeborenen empor und spricht dies Gebet:

Dir, dem Schöpfer, dir, dem Mächtigen,
Opfere ich diese neue Pflanze,
Die neue Frucht des alten Baumes.
Du bist der Herr, wir sind die Kinder,
Dir, dem Schöpfer, dir, dem Mächtigen!
Schau auf das Blut, das da fliesst,
Auf das Kind, das da schreit!
Dir diese neue Pflanze,
Die neue Frucht des alten Baumes!

«Denn», so sagte ein Pygmäenhäuptling, «wir werden nicht geboren wie die Tiere. Wenn wir zur Welt kommen, schaut der Schöpfer auf uns und wir auf ihn, mit dem Angesicht gegen ihn.»

ELEFANTENJÄGER, NIMM DEINEN BOGEN!

Jagdlied der Pygmäen

*U*eber dem weinenden Wald, unter dem Abendwind,
Dehnt sich fröhlich die tiefe und schwarze Nacht,
Am Himmel sind die Sterne geflohen
Elefantenjäger, nimm deinen Bogen,
Im zitternden Wald schläft der Baum,
Die Blätter sind tot, die Affen haben das Aug geschlossen,
Die Antilopen gleiten über schweigende Pfade,
Heben das Haupt und lauschen voller Furcht,
Elefantenjäger, nimm deinen Bogen,
Gleite, eile, springe
Das Fleisch schreitet vor dir, das riesige frohe Fleisch
Das Fleisch, das wie ein Hügel schreitet
Das Fleisch, das das Herz erfreut . . .



Eine Pygmäenfamilie im Urwald bei Epulu. Während das ältere Kind unbedeckt ist, wird der Säugling während der kälteren Trockenzeit – Juni bis September – in ein Affenfell gehüllt, um es vor Erkältungen zu schützen. Mann und Frau tragen einen aus Baumrinde weich gehämmerten Lendenschurz.

Das Tam-Tam, die Urwaldtrommel, wird von den Dorftrommlern nicht nur für die mystischen Tänze aus der Hütte geholt, sondern auch jedesmal dann, wenn Nachrichten an die im Walde jagenden Dorfgenossen oder an die Angehörigen der benachbarten Pygmäendörfer weitergegeben werden müssen.

